

# STEFAN HEYM „Einer, der nie schwieg“

9. Dezember 2012, Berlin

## BEGINN:

1. Einlass
2. 11:00 Alle Beteiligten nehmen bitte ihre zugewiesenen Plätze ein.
3. Beginn der Lesung:

## Daniela Dahn:

Aus Michael Martens, Biografisches über Stefan Heym

Stefan Heym wurde auf dem Prager Hauptpostamt geboren und zwar in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1933 gegen zwei Uhr, so schreibt er in seiner Autobiographie „Nachruf“. Da hat der junge Chemnitzer Schriftsteller Helmut Flieg nach seiner Flucht aus Deutschland in der Schaltherhalle eine Karte an seine Eltern in Chemnitz geschrieben – des Inhalts, dass er gut angekommen sei, sich den Umständen entsprechend wohl befinde, aber dringend Nachricht erwarte, Antwort poste restante an Stefan Heym, Prag. Einen Helmut Flieg durfte es nicht mehr geben, weil das die Empfänger des Briefes gefährdet hätte.

Helmut Flieg nämlich, geboren zwanzig Jahre vor Stefan Heym, am 10. April 1913 in Chemnitz, hatte als Gymnasiast in einer Lokalzeitung ein Gedicht veröffentlicht, das die einen als „antimilitaristisch“, die anderen als „vaterlandsverräterisch“ ansahen. Aus dem Gedicht wurde ein lokaler Skandal. Heym musste seine Schule, seine Stadt und schließlich, als „die anderen“ an die Macht kamen, auch sein Land verlassen.

## Franz Sodann:

Dieses Gedicht, „Exportgeschäft“ des Oberprimaners Helmut Flieg erschien in der „Volksstimme“, Chemnitz, am 7. September 1931:

## Christoph Hein (bitte ans Mikro treten):

Wir exportieren!  
Wir exportieren!  
Wir machen Export in Offizieren!  
Wir machen Export!  
Wir machen Export!  
Das Kriegsspiel ist ein gesunder Sport!

Die Herren exportieren deutsches Wesen  
zu den Chinesen!  
Zu den Chinesen!  
Gasinstrukturen,  
Flammengranaten,  
auf arme, kleine gelbe Soldaten –  
denn davon wird die Welt genesen.  
Hoffentlich  
lohnt es sich!

China ist ein schöner Machtbereich.  
Da können sie schnorren und schreien.  
Ein neuer Krieg –  
sie kommen sogleich,  
mit Taktik und Reglement und Plänen  
Generale, Majore!  
Als ob sie Hyänen der Leichenfelder seien.

Sie haben uns einen Krieg verloren.  
Satt haben sie ihn noch nicht –  
wie sie am Frieden der Völker bohren!  
Aus Deutschland kommt das Licht!  
Patrioten!  
Zollfrei Fabrikanten von Toten!

Wir lehren Mord! Wir speien Mord!  
Wir haben in Mördern großen Export!  
Ja!  
Es freut sich das Kind, es freut sich die Frau.  
Von Gas werden die Gesichter blau.  
Die Instruktionsoffiziere sind da.

Was tun wir denn Böses?  
Wir vertreten doch nur die deutsche Kultur.

(Bitte wieder Platz nehmen)

**Daniela Dahn:**

In Prag fand der aus der Not Neugeborene schnell Freunde und Förderer.  
Heym schrieb Reportagen und Feuilletons für deutsche Zeitungen und tat  
das, was man „sich durchschlagen“ nennt.  
Zwei Jahre später ging er mit einem Stipendium in die Vereinigten Staaten  
und setzte an der University of Chicago sein in Berlin unterbrochenes  
Studium der Germanistik und Journalistik fort.  
Später, von 1937 bis 1939, war er Chefredakteur der New Yorker  
Wochenzeitung „Deutsches Volksecho“.

## **Franz Sodann:**

20. Februar 1937, „Deutsches Volksecho“ - Das Deutsche Volksecho stellt sich vor

Zweierlei Aufgaben hat eine Zeitung zu erfüllen: Nachrichten zu bringen und Meinungen zu bilden. Aber man sehe sich an, was heute aus der Rotationsmaschine kommt!

Der Zweck der Presse hat sich in sein Gegenteil verkehrt: Nachrichten werden gefälscht, Meinungen unterdrückt. Und das nicht nur in faschistischen Staaten, wo die Praxis des organisierten Volksbetrugs eine Selbstverständlichkeit ist, sondern auch in den Ländern, wo das Volk durch seinen Widerstand ein Restchen Freiheit für sich gerettet hat. {...} Diese Zeitung wird die Wahrheit sagen. Die Wahrheit über Deutschland, die Wahrheit über Amerika, die Wahrheit über die Welt.

Die Wahrheit zu sagen, aber bedeutet Kampf. Nicht nur, weil die am Volksbetrug Interessierten die Wahrheit als ihren schrecklichsten Feind bekämpfen – sondern weil die Erkenntnis der Wahrheit an sich in jedem anständigen, fühlenden, denkenden Menschen den Willen zu Verbesserungen und Veränderung wachruft. {...}

## **Daniela Dahn:**

Im Jahr 1942 erschien dann „Hostages“ (1958 unter dem Titel „Der Fall Glasenapp“ erstmals in deutscher Sprache in Leipzig erschienen), sein erster Roman.

Die „Times“ lobte ihn als den besten des Jahres, die wichtigen Tageszeitungen des Landes urteilten ähnlich, „Hostages“ wurde in Amerika zum Bestseller und zum erfolgreichsten deutschen Exilroman überhaupt, verfilmt von Hollywood und als Tornisterausgabe in einer Riesenaufgabe für GIs gedruckt. Als Sergeant für psychologische Kriegsführung nahm der nunmehr bekannte Autor an der Invasion in der Normandie teil, {...}.

## **Franz Sodann:**

Aus einem Interview mit Hans Willnauer im Südkurier Februar 1985.

## **Luc Jochimsen:**

Herr Heym: Als der Krieg am 8. Mai 1945 zu Ende ging, waren Sie amerikanischer Offizier. Welche Empfindungen hatten Sie damals?

**Jakob Augstein (bitte ans Mikro treten):**

{...} Was ich zunächst einmal empfand, ist eine ungeheure Erleichterung. Jetzt war 's vorbei. Es war nicht nur dieser Krieg, der vorbei war, sondern für mich eine Zeit, die 1933 begonnen hatte, vielleicht auch schon vorher, und die jetzt, wie ich hoffte, endgültig vorbei war. Von jetzt an, dachte ich, wird es keinen Faschismus mehr geben, keine Gewalttätigkeit, keine Diktatur derart, wie es die Hitlerdiktatur gewesen war. Meine Hoffnungen bezogen sich auch auf Deutschland, auf das deutsche Volk.

(Bitte wieder Platz nehmen)

**Franz Sodann:**

Aus einem Gespräch mit Michael Geyer November 1988, Radio Bremen.

**Andrea Hanna Hünninger:**

{...} Ihre Eltern, Herr Heym, haben Ihnen geraten: untertauchen, nicht auffallen, Tarnkappe auf, Zurückhaltung üben: Haben Sie auf diesen Rat gehört?

**Friedrich Schorlemmer (bitte ans Mikro treten):**

Ich habe nicht darauf gehört – einmal aus Opposition, und zum andern, weil mir schien, dass man gewisse Dinge doch nicht schweigend hinnehmen kann.

Ich glaube, ein Teil der Gründe für die Vernichtung so vieler Menschen in Deutschland war eben, dass man zu viel und zu lange geschwiegen hat. Das ist auch heute noch so. Man muss reden, wenn man etwas erkennt, was falsch und schlecht ist.

**Andrea Hanna Hünninger:**

Würden Sie es für legitim halten, wenn Leute geschwiegen haben, weil sie – um Sie zu zitieren – ohne Angst leben wollten?

**Friedrich Schorlemmer:**

Ich habe großes Verständnis für solche Menschen. Ich erinnere mich an Verhöre von deutschen Kriegsgefangenen, die versucht haben, mir zu erklären, warum sie nichts taten, warum sie alles akzeptierten und so dazu beitrugen, dass das deutsche Volk in das große Unglück hineingeriet.

### **Andrea Hanna Hünninger:**

Ja, und dann kehrten Sie in amerikanischer Uniform zu uns zurück, unter anderem nach Bad Nauheim, auf den Kurrasen.

### **Friedrich Schorlemmer:**

Das war irgendwie gespenstisch. Ich weiß nicht, wie viele von unseren Zuschauern Bad Nauheim kennen. Da ist der Kurpark, und da ist der große Rasen, jetzt wieder sehr gepflegt; damals, 1945, war er nicht so gut gepflegt. Aber es war ein Schild da: Betreten verboten. Und da waren zwei Bübchen, die spielten auf dem Rasen. Und es kam ein Mann daher – Sie müssen sich das vorstellen, gerade ist der Krieg aus, gerade ist die Wehrmacht geschlagen, und da kommt einer in einer grünen Uniform, so richtig prächtig, ich weiß nicht, was er war, ob Oberforstrat oder Polizeioberrmeister oder irgendwas in der Art – und will die kleinen Kerlchen da verjagen.

Ich kam vorbei, ich wollte eigentlich auf die andere Seite vom Kurpark, wo ich zu arbeiten hatte, ich war in amerikanischer Uniform, und ich sagte ihm: „Was ist das? Warum wollen Sie die Kinder vertreiben? Warum sollen sie dort nicht spielen?“

Er wies auf das Schild auf dem Rasen: Betreten verboten. Da sagte ich ihm dann: „Das gilt alles nicht mehr von jetzt an, all die Verbote, all diese Gesetze, weg damit, sie gelten nicht mehr. Lassen Sie diese Jungen da spielen.“ Der Mann war völlig von den Socken. Das hatte er nicht erwartet, und das konnte er sich nicht vorstellen, dass seine Welt durch die Niederlage der Nazis zugrunde gegangen war. Das wollte er nicht anerkennen – es gibt Leute, die das heute noch nicht anerkennen möchten. Ich hatte eigentlich erwartet, dass die Bübchen nun wirklich auf den Rasen laufen würden, aber nein, sie gehorchten dem Mann in der grünen Uniform und verschwanden.

Ich weiß nicht, ob man das als Symbol betrachten kann für das heutige Deutschland – zu beiden Seiten der inneren Grenze – , aber sehr häufig scheint es mir so zu sein.

### **Andrea Hanna Hünninger:**

Aber Sie haben es ja doch geschafft, den Oberforstmeister, oder wer er war, in seine Schranken zu weisen.

### **Friedrich Schorlemmer:**

Nun ja, aber das Ganze war schon ekelhaft, verstehen Sie: Man wollte etwas Neues, Besseres schaffen, und das Alte kam an allen Ecken und Enden immer wieder hoch. {...}

**Andrea Hanna Hünninger:**

Danke.

**Friedrich Schorlemmer (bitte wieder Platz nehmen)**

**Daniela Dahn:**

März 1964, Aus „Atlantic Monthly“, Boston: „Warum ich bin, wo ich bin“

**Thomas Nord:**

Sie verließen die USA. Schildern Sie uns bitte, wann und warum es dazu kam.

**Christoph Hein (bitte ans Mikro treten):**

Anfang der fünfziger Jahre verließ ich die USA. Senator McCarthy stand auf dem Höhepunkt seiner Macht, die schwarze Liste wurde in der Film-, Radio-, und Verlagsindustrie tagtäglich angewandt. Meine Stellung als Eingebürgerter macht mich für politische Verfolgung besonders verwundbar; meinem Exodus war der von Thomas Mann, Charles Chaplin und Bertolt Brecht vorangegangen.

Ich hätte mir vielleicht mit Kompromissen helfen können. Niemand zwang mich, Bücher zu schreiben, die immer irgendwie die neuralgischen Punkte der herrschenden Ordnung berührten. {...}

Doch das waren die Konflikte, die mich interessierten und wenn ich dabei ehrlich verfuhr, dann war ich wieder beim Klassenkampf, der für Verleger und Kritiker Gift war – zumindest in den Vereinigten Staaten der fünfziger Jahre.

In meiner Arbeit konnte ich, in meiner politischen Haltung wollte ich keine Kompromisse machen. Also ging in fort.

**Thomas Nord:**

Am 17. April 1953 schrieben Sie einen Brief an Dwight D. Eisenhower.

**Christoph Hein:**

Richtig. Ich schrieb:

To the President of the United States  
Dwight D. Eisenhower  
The White House Washington D.C.

Sir,

hiermit gebe ich mein Patent als Offizier im Reservekorps der US-Armee zurück.

Ich diene ehrenvoll in dieser Armee, als sie für Demokratie kämpfte. Ich kann nicht in einer Armee dienen, die an einem solchen Krieg teilnimmt, wie ihn jetzt die Vereinigten Staaten in Korea führen, oder an Kriegen, die Ihre Regierung, wie sie selbst erklärt hat, plant. Ich kann nicht in einer Armee dienen, die infizierte Fliegen und Spinnen verwendet. Ich kann nicht in einer Armee dienen, die Schulter an Schulter mit Nazikriegsverbrechern marschiert.

Mein Patent liegt dem Brief bei. Ich lege außerdem meinen Bronze-Star-Orden bei, der mir als Teilnehmer des II. Weltkrieges für über soldatische Pflichterfüllung hinausgehende Leistungen in der Ardennenschlacht verliehen wurde. Ich kann nicht einen Orden behalten, der in einem brutalen und ungerechten Krieg gegen das koreanische Volk entehrt wurde.

Stefan Heym

**Thomas Nord:**

Sie kehrten zurück nach Deutschland. Warum siedelten Sie sich im Osten des Landes an?

**Christoph Hein:**

Ich bin in jenem Teil Deutschlands geboren, der heute die DDR bildet. Und obwohl ich kein organisierter Kommunist war und auch keiner Partei angehöre, lagen meine politischen Sympathien eher dort als in Westdeutschland. Als amerikanischer Offizier und Redakteur in der amerikanischen Besatzungszone war ich Zeuge der Anfänge des westdeutschen Regimes gewesen und wusste, was hinter der Fassade steckte.

Als ich mich in der DDR niederließ, war ich mir bewusst, dass ich nicht in ein Land gekommen war, wo Milch und Honig flossen. Damals waren überall Ruinen; Lebensmittel waren rationiert; vor allem war das Denken der Menschen – wie in Westdeutschland – verkümmert durch zwölf Jahre Nazismus und den Zusammenbruch des Traums vom deutschen „Übermenschen“.

Aber eines, was die amerikanische Armee nicht einmal versucht hatte, war in Ostdeutschland von den Sowjettruppen und von deutschen Sozialisten und Kommunisten, die in einzelne Verwaltungsstellen gekommen waren, erreicht worden: Die Macht war den für den Nazismus und den Krieg Verantwortlichen entrissen worden. Der Großgrundbesitz war enteignet und unter den Kleinbauern und Landarbeitern aufgeteilt; die Banken, die Bergwerke, die Großbetriebe gehörten den Kapitalisten nicht länger. Das war neu. Das war noch nie dagewesen in Deutschland. {...}

Der Schriftsteller selbst befand sich in einer neuen Lage. Er war dabei, zu einer gesellschaftlichen Kraft zu werden, sein Wort ein Faktor im öffentlichen Leben, sein Werk *eine Waffe im Kampf*. {...}

(Bitte wieder Platz nehmen)

**Daniela Dahn:**

aus dem Roman „5 Tage im Juni“

Montag, 15. Juni 1953, 11.00 Uhr

saß der Arbeiter Kallmann bei seiner zweiten Flasche Brause in der Kantine von VEB Merkur und kaute an den Stullen, die seine Frau Dora ihm mitgegeben hatte.

Am gleichen Tisch, der sich etwa sechs Meter in schräger Linie vom Eingang des Speisesaals und dem dort angebrachten Schwarzen Brett befand, saßen der Arbeiter Bartel, der alte Schreyer sowie mehrere Kallmann nicht oder nur flüchtig bekannte Kollegen. Das Gespräch am Tisch war schleppend; man redete von einem misslungenen Werkstück, und der alte Schreyer gab umständlich seine Meinung dazu kund; doch war es klar, dass die Gedanken aller Beteiligten nicht bei diesem Thema waren, sondern bei dem Anschlag am Schwarzen Brett. Kallmann hatte den Anschlag beim Betreten des Saales gelesen, und zwar zu wiederholten Malen. Der Text lautete:

*Normenschinderei!*

*Kollegen! Arbeiter vom VEB Merkur! Zehn Prozent Normerhöhung sind zehn Prozent Lohnsenkung! Zehn Prozent Normerhöhung sind zehn Prozent mehr, die aus euren Knochen herausgeschunden werden! erinnert ihr euch an die Versprechen von Partei und Regierung? – Höhere Löhne, niedrigere Preise! Und was erhaltet ihr? – Niedrigere Löhne, höhere Preise! Das ist kein Sozialismus, das ist Blutsaugerei! Aber ihr könnt euch zur Wehr setzen! Geeint seid ihr stark!*  
*Aktionsausschuss der Sozialisten*

**Franz Sodann:**

Genosse Banggartz ging auf das Brett zu, betrachtete das Papier, die Schrift, die sauberen Buchstaben: das war mit Liebe geschrieben. Drohend fragte er: „Wer hat das hier angeschlagen?“ und dachte, falsch, dieser Ton schon zu Anfang, gleich wittern die was von Polizei und Bestrafung; und lachte, zu laut vielleicht, und rief aus: „Aktionsausschuss der Sozialisten, saubere Sozialisten, verleumden die sozialistischen Maßnahmen von Partei und Regierung!“ Niemand antwortete. {...} „Kollegen, hier habt ihr ein Beispiel, wie der Klassenfeind durch seine Agenten, die er einschleust in unsere Mitte, die historischen Beschlüsse der zweiten Parteikonferenz für die Schaffung der Grundlagen des Sozialismus und eines besseren Lebens für die ganze Bevölkerung zu

sabotieren sucht. Sabotieren, jawohl. Der Feind ist verzweifelt, weil er erkennt, dass die Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik, die das Joch der Imperialisten und Monopolisten ein für allemal abgeworfen haben, mit gefestigtem Bewusstsein vorwärtsschreiten und ständig mehr und besser arbeiten, so dass - "

„Normen“, sagte jemand, sehr ruhig. „Sprich von den Normen.“

„Dazu komme ich schon!“ rief Banggartz und dachte, was ist los, dass ich so viel Zeit brauche und so viel lange Sätze, früher sind mir die richtigen Worte doch eingefallen, bei jeder Auseinandersetzung, verständliche Worte, beweiskräftig, überzeugend; jetzt war alles so kompliziert geworden, gestern hüh und heute hott, und wie leicht lag man schief, am besten war ein fester Text, ein Rednerpult, das einen schützte. Ja, Witte. Witte, dachte er, hätte diesen Haufen gemeistert, Witte sagte Dinge, die nicht vorher in den Anweisungen gestanden hatten; aber gerade darin lag die Wurzel der Disziplinlosigkeit, und es ist Wittes Saat, dachte er, die da aufgeht vor meinen Augen.

„So sprich von den Normen!“ Das war Wiesener, herausfordernd. „Erzähl uns mal, wieso zehn Prozent weniger Lohn das Leben verschönern und dem Sozialismus auf die Beine helfen!“ Banggartz suchte seine Gedanken zu sammeln. „Bekanntlich ist es so“, sagte er, „dass wer mehr essen will, auch mehr produzieren muss, und wer -“

„Aber je mehr wir produzieren, desto höher setzt ihr die Norm, und desto weniger kriegen wir“, sagte Wiesener. „Wie sollen wir da mehr essen?“

„Bist doch Arbeiter!“ sagte Teterow, um Banggartz zu stützen. „Wenn du die Republik stärkst, stärkst du dich selber.“

Darauf Schweigen. Welche Kälte, dachte Banggartz, welche Ablehnung.

„Jawohl!“ rief er, „der Genosse Teterow hat es richtig gesagt, unsere Republik, dafür geben wir nicht nur ein paar Prozent Norm, dafür geben wir -“

„Immer wir!“ Wieder Wiesener. „Wir haben immer opfern müssen, wir Arbeiter, unser ganzes Leben lang. Auf unserm Rücken haben sie alle gelebt. Aber jetzt, in unserer Republik, wie du sagst, da wollen wir´s ein bisschen besser haben. Wir auch. Nicht nur die oben.“ {...}

## **Daniela Dahn:**

Dienstag, 16. Juni 1953, 12.30 Uhr

näherte sich Witte, von der Leipziger Straße her kommend, dem Haus der Ministerien. {...}

Vor dem Haupteingang war es schwarz von Menschen, auf der Kreuzung Leipziger und Wilhelmstraße war ein einziges Gedränge; aus den Hunderten, die über den Alexanderplatz marschiert kamen, waren Tausende geworden. Witte erkannte das Transparent wieder, das er dort gesehen hatte; weitere waren hinzugekommen mit neuen, politischen Losungen; auch hatte die Zusammensetzung der Menge sich verändert:

die Bauarbeiter waren jetzt in der Minderheit, andere Arbeiter hatten sich ihnen zugesellt, vor allem aber war die Zahl der Mitläufer gewachsen, darunter viele sichtlich West-Berliner Herkunft. {...}

Er kam nicht weiter, wusste auch nicht, ob er überhaupt noch Einlass finden würde im Haus der Ministerien. Die Fenster entlang der Vorderfront jedenfalls waren trotz der Mittagshitze fest geschlossen; hinter dem Glas ließen sich, schattenhaft, Gesichter eher vermuten als erkennen.

Vielleicht, dachte Witte, waren es auch nur Reflexe. Vielleicht saßen die Staatsangestellten da oben an ihren Schreibtischen, unberührt von dem Lärm auf Straße und Vorplatz, stempelten ihre Papiere, stapelten, schichteten sie, schoben sie weiter. Das Bild hatte etwas Grandioses an sich: Macht, zum Apparat geworden, der rattert und läuft und sich dreht, was auch geschehen mag; das lässt sich nicht erschüttern, das hat Bestand.

Doch war es, als erzeugte der stumme Bau gerade durch seine ungeheure Gleichgültigkeit eine ständig steigende Erregung. Die Sprechchöre gewannen an Mitrufern; die Arbeiter begannen sich zu beteiligen; die Rufe, abprallend an der gesichtslosen Mauer, schufen immer neues Echo.

„Nieder mit den Normen!“

„ ... den Preisen!“

„ ... den Sektorengrenzen!“

„Wir fordern Wahlen!“

„ ... freie Wahlen!“

„ ... ein einiges Deutschland!“

Da war sie schon, dachte Witte, die Eskalation von den Normen in die Politik, die Aufforderung an die erste deutsche Arbeiterregierung, aus Arbeitermund, sich gefälligst aufzuhängen.

Eine Stimme, schneidend:

„Ab mit Bart und Brille!

Das ist des Volkes Wille!“

Das Tabu war berührt worden, die Ikonen entheiligt; wenn jetzt der Blitz nicht herniederfuhr und den Lästler traf, waren die Götter entgottet.

Aber die Sekunden tickten vorbei, nichts geschah, das Warten würde nicht mehr lange dauern ... {...}

### **Franz Sodann:**

Am 25. Juli 1977 führte Professor Wilhelm Schwarz von der Laval-Universität Kanada ein Gespräch mit Stefan Heym.

Am Abend des Tages wurde die Tonbandaufnahme von Zollbeamten der DDR am Checkpoint Charlie beschlagnahmt.

### **Luc Jochimsen:**

Herr Heym, Sie haben Ihren Roman „ 5 Tage im Juni“ durchaus in der Perspektive eines guten Kommunisten geschrieben. Wie erklären Sie die paradoxe Tatsache, dass Ihr Buch im Westen erscheinen durfte, aber nicht in der DDR?

### **Jakob Augstein (bitte ans Mikro treten):**

Ich glaube, dass das Interesse an den Ereignissen des 17. Juni und meiner Interpretation dieser Ereignisse im Westen größer war als die Hemmungen, die dort vielleicht dadurch entstehen konnten, dass mein Buch eine sehr klare prosozialistische Position bezog. Zu der Nichtveröffentlichung hier könnte ich nur Vermutungen äußern, denn ich bin nicht der Zensor.

Ich habe neulich mit einem hiesigen Verleger gesprochen, der mir ganz offen sagte, dass in dem Buch einige Dinge behandelt werden, zu denen es noch keine offiziellen Stellungnahmen der entsprechenden Regierungsstellen gibt. {...}

Als Romanautor kann ich mich nicht danach richten, ob zu einem Thema offizielle Verlautbarungen vorliegen oder nicht. Aber hier scheint mir einer der wirklichen Gründe für die Nichtveröffentlichung des Buches in der DDR zu liegen. {...}

### **Luc Jochimsen:**

Für manche Schriftsteller in der DDR bedeutet das Leserpotential der Bundesrepublik das persönliche Überleben als Schriftsteller.

Ist die Existenz eines kapitalistischen deutschen Teilstaates, so ärgerlich sie für einen Marxisten auch sein mag, für viele Schriftsteller der DDR unter den gegebenen Umständen nicht doch tröstlich?

### **Jakob Augstein:**

Wir sollten das Problem nicht nur vom Standpunkt des Schriftstellers betrachten. Der Effekt, den die Existenz eines zweiten deutschen Staates auf den jeweils anderen deutschen Staat immer hat, wirkt sich nicht nur für Schriftsteller aus, sondern auf das gesamte Leben.

Die Existenz der DDR wirkt sich aus auf Denk- und Verhaltensweisen in der Bundesrepublik, umgekehrt wirkt die Existenz der Bundesrepublik auch auf Denken und Verhalten in der DDR. Wie erklären Sie sich sonst, dass die beiden Deutschlands innerhalb ihres jeweiligen ökonomischen Systems die am besten funktionierende Wirtschaft haben mit dem höchsten Lebensstandard? Das erklärt sich nur durch die Konkurrenz.

{...} Ich glaube überhaupt, dass die Teilung der Welt in zwei Lager mit verschiedenen gesellschaftlichen Strukturen den allgemeinen Fortschritt fördert. Ich beobachte das schon eine ganze Zeit, zum Teil mit großem Vergnügen.

### **Luc Jochimsen:**

Mir ist diese Meinung noch nicht begegnet.

## Jakob Augstein:

Na, sehen Sie, haben Sie mal was Neues gehört.

**(Bitte stehen bleiben!)**

## Franz Sodann:

Ab Sommer 1953 schreibt Stefan Heym in der „Berliner Zeitung“ die Kolumne „Offen gesagt“, in der er sich vor allem mit Zeit- und Alltagsfragen des Sozialismus auseinandersetzt.

*18. November 1956, Berliner Zeitung:*

## Daniela Dahn:

(...) Und ich bin da auf eine kleine Geschichte gestoßen, die mir Karl Kleinschmidt berichtete, als er kürzlich aus Westdeutschland zurückkam. Er hatte dort mit einem Arbeiter über das zweigeteilte Deutschland gesprochen und der Arbeiter sagte: „Ich? Natürlich bin ich für die DDR!“ Kleinschmidt, angenehm berührt, aber wohl auch etwas überrascht durch die plötzliche Freundschaftserklärung, erkundigte sich: „Tja – aber würden Sie denn in die DDR übersiedeln wollen?“

„Nein“, sagte der Arbeiter, „wozu?“

„Wie haben Sie das dann aber gemeint“, fragte Kleinschmidt, „als Sie sagten, Sie seien für die DDR?“

Der Arbeiter lächelte: „Glauben Sie denn, die Unternehmer hier in Westdeutschland würden uns auch nur die Hälfte von dem zahlen, was wir kriegen, wenn es die DDR nicht gäbe?“

Dieser westdeutsche Arbeiter hatte erkannt und zum Ausdruck gebracht, dass unsere kleine Republik, ein Drittel Deutschlands, und wirtschaftlich nicht das ergiebigste Drittel, schon durch ihre Existenz eine entscheidende Waffe in den Händen der *gesamten* deutschen Arbeiterschaft ist. {...}

Sowohl die Unternehmer als auch die Vertreter der westdeutschen Gewerkschaften wissen ganz genau, dass die Deutsche Demokratische Republik die Verkörperung der *anderen Alternative* ist, (...).

Die DDR ist der Alptraum der großen Bankiers und Industriellen – und *daher* ihr Hass gegen uns und gegen alle, die uns stützen und uns helfen, den Sozialismus zu errichten.

Denn allein dadurch, dass wir da sind und dazubleiben gedenken, kosten wir die hohen Herren drüben seit Jahr und Tag eine Menge Geld, das in die Taschen der westdeutschen Arbeiter fließt. {...}

## Franz Sodann:

Weiter mit dem „Beschlagnahmten Gespräch“ vom Juli 1977

### **Luc Jochimsen:**

Der sogenannte reale Sozialismus der DDR hat kaum Anziehungskraft auf die Arbeiter der BRD oder anderer westlicher Länder. Jeder westliche Besucher der DDR kann sich ja überzeugen von den Unterschieden im täglichen Leben, Zensur, Mauer, Reiseverbot. Der niedrige Lebensstandard, die allgemeine Farblosigkeit wirken meist deprimierend. Jeder Besuch in der DDR endet mit Polizeikontrollen unter Einsatz von Polizeihunden, deren Hauptzweck ja wohl der ist, Bürgern der DDR das Verlassen ihres Staates unmöglich zu machen. Glauben Sie nicht, dass der hier praktizierte Sozialismus den historischen Prozess der Transformation vom Kapitalismus eher aufhält als beschleunigt.

### **Jakob Augstein:**

Was Sie eben geredet haben, ist keine Frage, sondern ein Leitartikel. Ich habe hier nicht die Zeit, die verschiedenen Misskonzeptionen, auf denen Ihre Frage basiert, zu widerlegen. {...}

Ich bin sehr froh, dass jemand diesen schönen Begriff erfunden hat. Denn realer Sozialismus bedeutet doch, dass dieser real vorhandene nicht der perfekte, nicht der ideale Sozialismus ist. {...}

Ich meine, dass wir vieles verändern müssen, unter anderem auch die Mauer.

Aber ich könnte Ihnen auch erklären, wieso die Mauer zustande gekommen ist; man muss die Dinge historisch sehen, man kann sich nicht moralisch über Missstände entrüsten, ohne die wirklichen Gründe dafür zu kennen. {...}

(bitte wieder Platz nehmen)

### **Daniela Dahn:**

August 1986, Der Spiegel:

„Einführende Bemerkungen eines Reiseführers vor einem Reststück der Mauer“

### **Franz Sodann:**

{...} Der Schriftsteller Stefan Heym, der die Gelegenheit hatte, die Gründe des Mauerbaus von Amerika wie von Deutschland aus zu erforschen und auf dessen Gedanken meine Ausführungen hier und da Bezug nehmen, nennt in diesem Zusammenhang vornehmlich Adolf Hitler, Harry Truman, Konrad Adenauer und auf östlicher Seite Josef Wissarionowitsch Stalin und den seit je an städtebaulichen Fragen interessierten Walter Ulbricht; er fügt jedoch hinzu, wie die Geschichte denn überhaupt nur in begrenztem Maße von Einzelpersonen gemacht werde, seien auch hier größere Kräfte im Spiel gewesen, denen die Genannten untertan waren.

Vereinfacht gesagt, und damit Sie, meine Damen und Herren, sich ein Schema machen können: ohne Hitler kein Krieg und ohne Krieg kein Vorrücken der Sowjetmacht bis in die Mitte von Deutschland; ohne Hitler also keine Teilung Deutschlands in ein östliches und westliches Besatzungsgebiet. Die Anfänge der Mauer liegen demnach in jener Nacht im Januar 1933, als auf der Wilhelmstraße in Berlin SA und SS fackeltragend an ihrem Führer vorbeimarschierten und dieser sie vom Fenster der Reichskanzlei herab mit graziös erhobener Rechten zurückgrüßte. Trumans Bombe über Hiroshima dann vermittelte allen Beteiligten die Botschaft, dass Amerika sich die im Krieg errungene Überlegenheit für den Rest des 20. Jahrhunderts zu erhalten gedachte, und zum Teufel mit den Ansprüchen anderer; worauf Josef Wissarionowitsch Stalin beschloss, das Vorfeld, das ihm seine Armee erkämpft hatte und das vom Flusse Bug bis zur Elbe reichte – erinnern Sie sich, meine Damen und Herren, an die rote Fahne auf dem Reichstag - , fest in der Hand zu behalten. Wenn es sich nun bei den beiden großen Kontrahenten um zwei einigermaßen gleichartig organisierte Mächte gehandelt hätte, wäre es gar nicht so schwierig gewesen, zu einem Agreement zu kommen und das beschnittene Deutschland Deutschland sein zu lassen. Die Weltgeschichte aber wollte es, dass das gesellschaftliche System der einen Großmacht auf kapitalistischer, von ihren Apologeten freiheitlich-demokratisch genannter Grundlage beruhte, während Großmacht Nummer zwei sich als kommunistisch bezeichnete und Herrschaftsstrukturen hatte, die sich von denen der ersten in mehreren Punkten grundsätzlich unterschieden; in beiden Systemen aber fühlten die Oberen sich dauernd bedroht von den Unteren und befürchteten, letztere könnten im jeweils anderen System nachahmenswerte Züge entdecken. So schotteten sie sich voneinander ab; Adenauer, von Ulbricht auf deutsche Einheit hin angesprochen, organisierte mit Hilfe der westlichen Alliierten in größter Hast einen deutschen Teilstaat, die ehemalige Deutsche Bundesrepublik, und Ulbricht, verschreckt durch die Ereignisse des 17. Juni 1953 in seinem Machtgebiet, suchte daraufhin seinen Laden ebenso dichtzumachen. {...}

Aus der Biographie „Vom Kritiker zum Dissidenten“, Stefan-Heym-Sammlung Chemnitz

### **Daniela Dahn:**

1965:

Nach Lesungen aus seinem unveröffentlichten Roman „Der Tag X“ („5 Tage im Juni“) und der Veröffentlichung kritischer Beiträge in der westdeutschen Presse verschärfen sich die Konflikte mit Behörden und SED-Führung.

Erich Honecker äußert auf dem 11. Plenum des ZK der SED, Stefan Heym sei „offensichtlich nicht bereit, Ratschläge, die ihm mehrfach gegeben worden sind, zu beachten“ Sein Roman „Der Tag X“ enthalte eine völlig falsche Darstellung der Ereignisse des 17. Juni 1953.

1966:

Schriftstellerverband und Kulturbund werfen ihm vor, gegen die DDR und den Sozialismus zu arbeiten und Unruhe stiften zu wollen. Das Ministerium für Staatssicherheit setzt mehrere Spitzel auf Heym an.

**Franz Sodann:**

„Unser Schweigen wird lauter sein“, aus dem Interview mit Koos Koster vom holländischen Fernsehen, Juni 1979

**Andrea Hanna Hünninger:**

Für Sie gehört Sozialismus und freies Wort zusammen, Herr Heym?

**Friedrich Schorlemmer (bitte ans Mikro treten):**

Für mich ist Sozialismus und Freiheit im Grunde nicht trennbar. {...} Ich glaube nicht, dass sich etwas Fruchtbare entwickeln wird, wenn man dauernd versucht, mit Verboten und mit Maßregelungen und mit Gesetzen und administrativen Maßnahmen die Schriftsteller zu unterdrücken. {...}

**Andrea Hanna Hünninger:**

Und wenn Sie als Antisozialist oder Antikommunist bezeichnet werden ...

**Friedrich Schorlemmer:**

Ja, jetzt geht man so weit, mich auf diese Art zu beschimpfen und zu diskriminieren, und das Schwierige daran ist, dass ich ja gar nicht antworten kann. Mir steht keines der hiesigen Medien offen, ich möchte gern die Fragen debattieren und mich damit auseinandersetzen, aber hier in unserem Lande, in der DDR, wo das hingehört. Doch man lässt mich nicht. {...}

**(Bitte stehen bleiben!)**

**Daniela Dahn:**

Berlin 4. November 1989 , Großkundgebung auf dem Alexanderplatz

**Friedrich Schorlemmer:**

Liebe Freunde! Mitbürger!

Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen nach all den Jahren der Stagnation, der geistigen, wirtschaftlichen, politischen, den Jahren von Dumpfheit und Mief, von Phrasengewäsch und bürokratischer Willkür, von amtlicher Blindheit und Taubheit. {...}

Die Macht gehört nicht in die Hände eines einzelnen oder ein paar weniger oder eines Apparats oder einer Partei. Alle müssen teilhaben an dieser Macht, und wer immer sie ausübt und wo immer, muss unterworfen sein der Kontrolle der Bürger, denn Macht korrumpiert, und absolute Macht, das können wir heute noch sehen, korrumpiert absolut.

Der Sozialismus, nicht der Stalinsche, der richtige, den wir endlich erbauen wollen zu unserem Nutzen und zum Nutzen ganz Deutschlands, ist nicht denkbar ohne Demokratie. Demokratie aber, ein griechisches Wort, heißt Herrschaft des Volkes.

Freunde! Mitbürger! Üben wir sie aus, diese Herrschaft.

(Bitte wieder Platz nehmen)

### **Franz Sodann:**

9. Januar 1955, Berliner Zeitung, aus der Kolumne „Offene gesagt“:

Vor kurzem erhielt ich einen Brief von mehreren Kreuzbergern, die sich als „Lieblinge des verfluchten Kreßmann“ bezeichneten. Jedenfalls unterschrieben sie ihren Brief mit diesem etwas ironischen Pseudonym. Der Brief war aber gar nicht lustig. Er war von ernster Sorge erfüllt – Die Briefschreiber befürchten, dass nach der Wiedervereinigung „der Westen, allein schon aufgrund seiner zahlenmäßigen Überlegenheit“, alle fortschrittlichen Personen und Organisationen auf dem Gebiet der DDR unterdrücken, die Bodenreform aufheben, die volkseigene Industrie und den volkseigenen Handel den Kapitalisten aushändigen, Schul-, Universitäts- und Gerichtswesen á la Bonn umgestalten und in ganz Deutschland Terrormaßnahmen gegen alle jene durchführen wird, die nicht mit Adenauer konform gehen. „Grob gesprochen“, schreiben die Kreuzberger, „wird Amerika den Osten dann ebenso aufkaufen, wie es den Westen gekauft hat, es wird den Osten an die gleiche goldene Kette legen wie den Adenauerstaat, es wird seine geldliche Überlegenheit rigoros zugunsten amerikanischer Auffassungen ausnützen. Und das alles aufgrund ‘legaler’ Abstimmungen in dem neuen Parlament, wo ja Adenauer zusammen mit den vom amerikanischen Geld geblendeten Abgeordneten die Mehrheit haben wird.“ {...}

### **Daniela Dahn:**

aus: Regina General/ Wolfgang Sabath, „Querköpfe“ 1994, aus einem Gespräch mit Regina General

### **Thomas Nord:**

Sie waren für das westdeutsche Feuilleton über viele Jahre ein Kronzeuge für den kritischen Geist der DDR ...

... plötzlich sind Sie den Anwürfen eben dieses Feuilletons ausgesetzt. Wann hat sich deren Haltung Ihnen gegenüber verändert?

**Christoph Hein:** (bitte ans Mikro treten):

Genau drei Tage nach der Wende. Damals hatte ich in einem Artikel, der „Aschermittwoch“ hieß, meine Stellung sehr klar gemacht, indem ich den traurigen Zustand beschrieb, in den ein Teil der DDR-Bevölkerung geraten ist, als er plötzlich durch die Mauer gehen konnte. Wohin er sich gewandt hat und zu welchen Zwecken und wie er sich dabei verhalten hat. Ich habe das sehr realistisch geschildert, was ein Fehler von mir war. Ich habe zwar gesagt, woher diese Selbstentwürdigung gekommen ist, dass die Regierung der DDR sie verursacht hat, ich habe aber auch gesagt, da waren doch Dinge, die wesentlich waren, die kann man doch nicht alle wegen eines Linsengerichts wegwerfen. {...}

**Thomas Nord:**

Sie haben den Aufruf „Für unser Land“ mit unterzeichnet. Der hat später als Vorwand gedient, den Unterzeichnern politischen Sachverstand abzusprechen.

**Christoph Hein:**

{...} es war mir wichtig zu erklären, dass der Tag, an dem Kohl seine zehn Punkte verkündete, die Ouvertüre des Untergangs der DDR sein würde. Mir war wichtig, einiges aus der DDR in die deutsche Einheit einzubringen. Nun hat die Schlange den Igel einfach verschluckt, und nun hat sie Verdauungsprobleme. {...}

**Thomas Nord:**

Der „Spiegel“ wirft Ihnen Stalinismus vor und will mit angeblich „wenig bekannten“ Dokumenten beweisen, dass Sie Stalin mit gefeiert haben. {...}

**Christoph Hein:**

(bitte stehenbleiben, aber einen Schritt zur Seite treten)

**Franz Sodann:**

Offener Brief an den „Spiegel“

**Jakob Augstein:** (bitte ans Mikro treten):

Entschuldigung, aber darf ICH mal:

Da haben die Spiegel-Leute doch wirklich etwas gefunden gegen den Heym, in „bisher weithin unbekanntem Texten“, schreiben sie, und haben munter daraus zitiert, ein wirres Sammelsurium, um zu beweisen, was für ein schlimmer Stalinist der Kerl doch gewesen.

Nun gibt es aber keine weithin unbekanntenen Texte von Heym. Heym hat immer alles veröffentlicht, was er an Publizistik verfasst hat – darunter auch im Spiegel – {...} und da sollten die Redakteure des Herrn Augstein nicht gewusst haben, mit wem sie es zu tun hatten, wenn sie Autor Heym jahrzehntelang die Tür einliefen, um hübsch geschriebene Beiträge von ihm zu erhalten, Spiegel-Gespräche mit ihm zu führen, die Rechte zum Vorabdruck seiner Bücher zu erwerben, und ihm die schmeichelhaftesten Rezensionen seiner Werke zu überbringen, von Böll, Becker und anderen, mit den Komplimenten des Chefs? {...}

Woher aber, nach der Wende, der plötzliche Sinneswandel beim Spiegel Heym gegenüber?

Der Spiegel stellt sich bis heute gegen alle, die sich weigern, den Siegern im Westen reueschluchzend an den Busen zu sinken, und, statt ihr Denken den westlichen geboten anzupassen, wieder Opposition betreiben, nur jetzt in der größeren Bundesrepublik und gegen deren Machtansprüche.

Und man geht gegen diese Opposition sogar mit den gleichen Methoden vor, wie sie früher von DDR-Medien benutzt wurden: mit unvollständigen Zitaten, die ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden, und missachtend der historischen Zeitumstände, unter denen einer schreibt, und ausgerichtet nach politischen Zwecken, über die man sich ausschweigt – dabei aber tiefend von Moral.

Guter, alter stalinistischer Journalismus.

Danke.

(Bitte wieder Platz nehmen)

**Thomas Nord:**

Warum eine so billige und durchschaubare Aktion?

**Christoph Hein:**

Damit hier kein Widerstand mehr geleistet wird gegen die Vernichtung der moralischen Werte. Diese Werte sollen durch westliches Gedankengut ersetzt werden, wie man ja auch in höheren Verwaltungsstellen oder in Universitäten westliche Verwaltungs- und Lehrkräfte einsetzt. Das geistige Gebäude soll in eine andere Himmelsrichtung gekehrt werden. Ich weiß nicht, wie verheerend eine derartige Politik für die Entwicklung des Landes sein wird. Aber man setzt sie durch. Und viele Zeitschriften beeilen sich, in diese Kampagne einzusteigen. {...}

**Thomas Nord:**

Was ist für Sie gegenwärtig besonders schmerzhaft?

## Christoph Hein:

Dass nun alles nach den veralteten Grundsätzen eines ziemlich harten und räuberischen Kapitalismus entschieden wird und der Körperteil, der am meisten benutzt wird, der Ellbogen ist.

Der Kapitalismus ist gegenüber dem der Siebziger Jahre mächtiger geworden. Er hat sich voller gefressen und ist wahrscheinlich auch viel rabiater geworden. Wie er sich über die vielen Tragödien der Vereinigung hinwegsetzt, ist schon ziemlich beispiellos.

Das erinnert schon sehr an das, was in den späten zwanziger Jahren geschehen ist und dann zu den bösen Folgen in der Hitlerzeit geführt hat. Wenn sich Perspektiven verflüchtigen, gibt es immer auch eine Tendenz nach rechts, eine Art dumpfe Erinnerung. Aus Verantwortung für unsere Kinder müssen wir andere Perspektiven finden.

(Bitte wieder Platz nehmen)

## Daniela Dahn:

Februar 1994, aus der Presseerklärung Stefan Heyms

## Friedrich Schorlemmer (bitte ans Mikro treten):

Warum trete ich zur Wahl für den Bundestag an, noch dazu auf der Offenen Liste der PDS?

Ich bin Schriftsteller. Man kann Literatur nicht vom Leben trennen und das Leben nicht von der Politik;

daher hat denn alles, was ich geschrieben habe, auch einen politischen Inhalt; bei mir handelt dieser von Freiheit und Gerechtigkeit.

{...}

Ich war mein Leben lang in keiner Partei, und ich werde auch der PDS nicht beitreten. Ich kandidiere als Unabhängiger: wo ich derselben Meinung sein kann wie die PDS, in Ordnung; Wo nicht, werde ich zu meiner eigenen Meinung stehen, laut und deutlich.

{...} Wenn die PDS mich nun als Kandidaten auf ihren Offenen Listen haben möchte, signalisiert sie damit nicht nur, dass ihre Mitglieder ein wesentlich anderes Verhältnis zu mir gefunden haben, als die verkrusteten Genossen von damals es hatten. Sie macht erkennbar, dass sie sich in einem Prozess innerer Wandlung befindet, der noch nicht abgeschlossen ist und ausbrechen möchte aus der parlamentarischen Isolierung, in welche die anderen Parteien sie gezwängt haben, und umdenken und umlernen, und zu einer echten, starken, linken Opposition werden.

Eine solche Opposition wird gebraucht in diesem Land gegen die etablierten Parteien, wo immer die sich den Nöten der Menschen verschließen; und sie wird gebraucht gerade jetzt, wo der rechte Ungeist überall aggressiver wird. {...}

Ich bin gegen den Alleinvertretungsanspruch der westdeutschen Politikerkaste. Sie macht mich politikverdrossen. Und sie zwingt mich gerade deshalb, für den Bundestag zu kandidieren.

(Bitte wieder Platz nehmen)

**Franz Sodann:**

Folgenden offenen Brief schrieb der Abgeordnete Konrad Weiß, Bündnis 90/ Die Grünen, am 7. Februar 1994 an Stefan Heym:

**Thomas Nord:**

Sehr geehrter Herr Stefan Heym,  
Ihre Kandidatur für die PDS ist töricht und pervers. Sie ist töricht, weil Sie meinen, als Demokrat und Sozialist ausgerechnet mit dieser unüberhörbar zu werden, mit einer Partei, die weder demokratisch noch sozialistisch ist. Wie können Sie nur auf die leeren Sprechblasen des Gauklers Gregor Gysi hereinfliegen. Dem und seinen Spießgenossen geht es doch nur darum, wieder ein Zipfelchen von der Macht zu erhaschen, an die sie sich so gewöhnt hatten. Glauben Sie wirklich, dass dieselben Leute, die vierzig Jahre lang die Idee des Sozialismus beschmutzt und geschändet haben, nun reinen Herzens sind?

Und pervers ist Ihre Kandidatur, weil Sie sich in eine Reihe begeben mit denen, die doch auch Sie belauscht und zensiert haben.

Ihnen kann doch nicht entgangen sein, dass sich die PDS unverfroren ihrer Stasiknechte rühmt und alles versucht, ihnen wieder Einfluss zu verschaffen. Fühlen Sie sich in dieser schmutzigen Gesellschaft wirklich wohl?

Ausgerechnet Sie, der mutig wie kaum ein anderer der SED widersprochen und durch sein Schreiben und Reden viele aufgerüttelt hat, das Unrecht in der DDR zu sehen und zu bekämpfen, verbünden sich nun mit der Partei, die dieses Unrecht zu verantworten hatte und hat. {...} Die PDS hat sich bewusst in die Nachfolge der SED gestellt. Somit kandidieren Sie für die Partei, die verantwortlich ist für die Ermordung tausender Demokraten und Sozialisten, die am 17. Juni 1953 skrupellos auf Arbeiter hat schießen lassen, die ein ganzes Volk gnadenlos einmauern ließ und unser Land in den sozialen und wirtschaftlichen Ruin geführt hat.

Mit Ihrer Entscheidung, sehr geehrter Stefan Heym, geben Sie ein fatales Signal. Sie werden viele entmutigen, die beharrlich für mehr Menschlichkeit und Demokratie in Deutschland eintreten. Sie stärken die Kräfte der Restauration und behindern den Prozess der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen und realsozialistischen Vergangenheit, der doch überlebensnotwendig für unser Volk ist.

Mit Ihrem Schreien für die PDS berauben Sie sich selbst der Stimme. Ich hätte Ihnen einen würdigeren Abschied gewünscht.

**Daniela Dahn:**

8. Februar 1994, Berlin: Offener Brief an Stefan Heym

Lieber Stefan Heym,  
auch wenn ich, mehr aus Gründen der Literatur als der Politik, Ihren Schritt nicht nachvollziehen kann, habe ich doch den offenen Brief von Konrad Weiß gegen Sie nicht ohne Ekel gelesen.  
Und, wie ich gestehen muss, nicht ohne Trauer: Auch dieser Geifer ist ein DDR-Produkt. Dass er in die neue blühende Landschaft passt, ist ein Argument für Ihre Entscheidung, die ich respektiere.

Herzlich,  
Heiner Müller

**Franz Sodann:**

aus: Regina General/ Wolfgang Sabath, „Querköpfe“ 1994, aus einem Gespräch mit Regina General

**Luc Jochimsen:**

Glauben Sie, dass versucht wird, den Anteil der DDR-Kritiker an der Wende kleinzuhalten?

**Jakob Augstein:** (bitte ans Mikro treten):

Ja, aus Eifersucht. Wenn es hier genügend Leute gegeben hat oder auch nur eine Anzahl von Leuten, die auf eigene Faust eine Politik betrieben, die zu Verbesserungen und Veränderungen im System führen sollte, dann sind doch jene, die sich jetzt Ministerpöstchen und andere Pöstchen besorgten, ziemliche Spätkommer, Latecomers. Und das ist natürlich keine so schöne Position. Diese Leute möchten auch gerne Amerika entdeckt haben.

**Luc Jochimsen:**

Aber macht das Alter der meisten Bürgerrechtler nicht unmöglich, dass sie zu den ersten hätten gehören können?

**Jakob Augstein:**

Das wohl, aber dieser Minderwertigkeitskomplex sollte nicht auf meinem Rücken kompensiert werden.

### **Luc Jochimsen:**

Ist eben dieser Minderwertigkeitskomplex nicht DDR-Hinterlassenschaft bei vielen ihrer Bürger?

### **Jakob Augstein:**

Bei gewissen Pfarrern, sicher, auch bei Leuten, die früher zu den Blockflöten gehörten und natürlich bei denen, die bis zum Schluss den üblichen Parteiladen getragen, die Beschlüsse der Partei, auch gegen mich im übrigen, durchgesetzt haben. Ich habe gerade erst wieder in meinem Wahlbezirk Prenzlauer Berg ein Erlebnis „aus dieser Zeit“ gehabt.

In einer Kneipe mit dem schönen Namen „Briefe an Felice“ trugen vier Schauspieler die Protokolle jener Sitzung des Schriftstellerverbandes vor, bei der ich und andere Kollegen ausgeschlossen wurden. Gespenstisch. Das war zu einer Zeit, als die, die heute das große Wort führen, noch in die Schule gingen.

Das ist kein Einwand gegen sie, Jugend ist niemals ein Einwand, sondern etwas Beneidenswertes. Aber sie berechtigt nicht, den Widerstand der Älteren nicht zur Kenntnis zu nehmen. {...}

(Bitte wieder Platz nehmen)

### **Franz Sodann:**

Januar 1993

Die Akte IM Frida, aus: Offene Worte in eigener Sache, 1989-2001.

Ich war gewarnt worden. Lassen Sie das Zeug lieber ruhen, hatte mir ein höherer Beamter gesagt, der es wissen musste: Sie werden keine Freude daran haben. Und der Herr Gauck selber, den ich um Einsicht in meine Akten zu einer Zeit schon bat, als es die DDR, unter de Maiziére damals, noch gab, informierte mich, wir lebten nunmehr in einer Demokratie, und da käme keiner außer der Reihe an die Reihe, auch ich nicht.

Diese Verzögerung erwies sich besonders insofern als bedauerlich, als nun, nachdem die Geheimnisse der Normannenstraße allen möglichen Leuten zugänglich geworden, neben den zahlreichen prall gefüllten Bänden, die meine MfS-Registriernummer XV/334/66 tragen, auch 37 leere Aktendeckel stehen.

Inzwischen ist die Lektüre der Akten des Ministeriums für Staatssicherheit der einstigen DDR und die zugehörige öffentliche Empörung über deren Inhalt und über das kriminelle Tun ihrer Verfasser zu einem neuen Beruf geworden; kein Bürgerrechtler, der etwas auf sich hält, kein Pastor, der ansonsten gelangweilten Ohren predigt, kein nach Publizität strebender Bänkelsänger ohne entsprechend erregte Auftritte in den elektronischen Medien und tiefsinnige Interviews in den Journalen; und die Demaskierung der inoffiziellen Mitarbeiter, speziell unter der Intelligenza, hat sich zum allgemeinen Hobby entwickelt.

Dabei war die Stasi, wie man sie abgekürzt nannte, wirklich eine Horrorinstitution, die ins Leben eines jeden im Lande eingriff, spionierend, manipulierend, lähmend und erdrückend. Dieses Gebilde, Mafia und Staat in einem, verdient es, von wirklicher Meisterhand dargestellt zu werden, auch und gerade in seinen Details: wie es hervorkroch und aus welchem Schleim, und tröpfchenweise sein Gift verspritzte bis in die letzten Winkel der Seele, und zunichte machte mit List und Bedacht, was einst als weltgeschichtliches Experiment geplant war. {...}

Aus: Daniela Dahn, Wehe dem Sieger. Ohne Osten kein Westen, 2009

### **Daniela Dahn:**

Wahrlich, ich sage euch, das ist die Geschichte über die Behandlung von Stefan Heym:

Der Schriftsteller Stefan Heym hatte sich am weitesten in die Opposition gewagt, bis an die PDS und mit ihr in den Bundestag. Im Dezember 1994, am Vorabend seiner Rede als Alterspräsident, brachten alle Rundfunk- und Fernsehstationen die vom Innenministerium unter Manfred Kanther verbreitete Meldung, Heym habe für die Stasi gearbeitet.

Kanther hatte auch alle Fraktionsvorsitzenden alarmiert. Um 21 Uhr rief Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth bei Heym an und legte ihm nahe, auf seine Rede bei der konstituierenden Sitzung des Parlaments zu verzichten, was er empört ablehnte.

Am nächsten Morgen, unmittelbar vor der Rede, brachte ihm der damalige Direktor der Stasiunterlagen-Behörde, Geiger, die Beweise dafür, dass die Vorwürfe vollkommen haltlos sind. Vor 40 Jahren waren wegen eines anonymen Briefes zwei sich als Kriminalbeamte ausgebende Stasi-Leute bei Heym aufgetaucht und danach nie wiedergekommen. Die innenministerielle Attacke: nichts als eine schamlose Intrige. Zeit, die Abgeordneten darüber zu informieren, war nicht mehr. Wie er dann behandelt wurde, mag dank der Fernsehpräsenz deutlich in Erinnerung sein. Diese Szenen warfen Schlaglichter auf die 1994 herrschende politische Kultur des Landes: Abgeordnete, die sich beim Auftritt des Alterspräsidenten und jüdischen Schriftstellers von Weltrup nicht von ihren Plätzen erheben, die während seiner altersweisen Rede über Toleranz gelangweilt in Akten blättern, schreiben oder mit finsternen, arrogant-abweisenden Mienen dasitzen und jeglichen Beifall verweigern.

Anschließend gab Heym eine Pressekonferenz, die so eindeutig war, dass niemand jemals auf die Stasi-Vorwürfe zurückkommen konnte. Eine Kamera war nicht im Raum, es soll nicht einmal einen Tonmitschnitt geben. Auch die Presse hielt sich kleinlaut zurück. Die Klage gegen den Innenminister wegen Verleumdung wurde abgewiesen. Eine Meldung war das nicht wert.

## Franz Sodann:

Aus der Rede zur Eröffnung des 13. Deutschen Bundestags  
am 11. November 1994.

## Christoph Hein:

{...} wenn einer wie ich, sich jetzt von hier aus an Sie wenden und den 13. Deutschen Bundestag, den zweiten des wiedervereinten Deutschland, eröffnen darf, so bestärkt das meine Hoffnung, dass unsere heutige Demokratie doch solider gegründet sein möchte, als es die Weimarer war. {...}

Wir werden keine leichte Zeit haben in den nächsten vier Jahren. {...} Die Krise, in welche hinein dieser Bundestag gewählt wurde, ist ja nicht nur eine zyklische, die kommt und geht, sondern eine strukturelle, bleibende, und dieses weltweit. Zwar hat die Mehrheit der davon betroffenen Völker sich von der hemmenden Last des Stalinismus und Post-Stalinismus befreit, aber die Krise, von der ich sprach, eine Krise nunmehr der gesamten Industriegesellschaft, tritt dadurch nur umso deutlicher in Erscheinung. Wie lange wird der Globus noch – der einzige, den wir haben! – sich die Art gefallen lassen, wie diese Menschheit ihre tausenderlei Güter produziert und konsumiert? Und wie lange wird die Menschheit sich die Art gefallen lassen, wie diese Güter verteilt werden? {...}

Arbeits- und Obdachlosigkeit, Pest und Hunger, Krieg und Gewalttat, Naturkatastrophen bisher unbekanntes Ausmaßes begleiten uns täglich. Dagegen sind auch die besten Armeen machtlos. Hier braucht es zivile Lösungen: politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle.

Reden wir nicht nur von der Entschuldung der Ärmsten, entschulden wir sie. Und nicht die Flüchtlinge, die zu uns drängen, sind unsere Feinde, sondern die, die sie in die Flucht treiben. Toleranz und Achtung gegenüber jedem einzelnen und Widerspruch und Vielfalt der Meinungen sind vonnöten – eine politische Kultur, mit der unser Land, das geeinte, seine besten Traditionen einbringen kann in ein geeintes, freies, friedliches Europa.

Und benutzen wir die Macht, die wir haben, die finanzielle vor allem, weise und mit sensibler Hand; Macht, wie wir wissen, korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut.

Die Menschheit kann nur in Solidarität überleben. {...}

All dieses jedoch kann nicht die Angelegenheit nur einer Partei oder einer Fraktion sein. Es ist nicht einmal die Sache eines Parlaments nur, sondern die aller Bürgerinnen und Bürger, West wie Ost. Und wenn wir von diesem moralischen Verhalten verlangen und Großzügigkeit und Toleranz im Umgang miteinander, dann müssten wir wohl, als ihre gewählten Repräsentanten, mit gutem Beispiel vorangehen.

Und just darum plädiere ich dafür, dass die Debatte um die notwendigen Veränderungen in unserer Gesellschaft Sache einer großen, bisher noch nie dagewesenen Koalition werden muss, einer Koalition der Vernunft, die

eine Koalition der Vernünftigen voraussetzt. In diesem Sinne eröffne ich den 13. Deutschen Bundestag und wünsche allen Glück für unsere gemeinsame Arbeit.

**Franz Sodann:**

**Ich aber ging über die Grenze** Stefan Heym 1933

Ich aber ging über die Grenze.  
Über die Berge, da noch der Schnee lag,  
auf den die Sonne brannte, durch die dünne Luft.  
Und der Schnee drang ein in meine Schuhe.  
Nichts nahm ich mit mir,  
als meinen Hass.  
Den pflege ich nun.  
Täglich begieße ich ihn  
mit kleinen Zeitungsnotizen  
von kleinen Morden,  
nebensächlichen Misshandlungen  
und harmlosen Quälereien.

So bin ich nun einmal.  
Und ich vergesse nicht.  
Und ich komme wieder  
über die Berge, ob Schnee liegt,  
oder das Grün des Frühlings die Höhen bedeckt,  
oder das Gelb des Sommers,  
oder das dunkle Grau  
des Herbstes, der den Winter erwartet.

Dann steh ich im Lande, das sich befreien will,  
mit einer Stirn, die zu Eis geworden  
in den Jahren, da ich wartete.  
Dann sind meine Augen hart, meine Stirn zerfurcht,  
aber mein Wort ist noch da, die Kraft meiner Sprache.

**Daniela Dahn:**

Stefan Heym, geboren am 10. April 1913 in Chemnitz.  
Gestorben am 16. Dezember 2001 in En Bokek, Israel.

**E N D E**